

(Nachdruck verboten.)

Der Zauberhaffan.

15] Roman von Koloman Mikszáth.

„Und wer waren die Besteller?“ frug der Szegediner Börscöf. Er dachte bei sich: „Ob es nicht die Unserigen waren?“

„Ich weiß es nicht,“ antwortete Czinna. „Auch der Entseelte wußte es nicht. Das Ganze geschah im Geheimen. „Eine weit liegende Stadt“, mehr sagte er mir nicht.“

„Die Stadt müssen wir auffinden,“ meinte Herr Agoston traurig.

„Wir werden sie finden,“ sagte mit dumpfem Ton der Obergerichter. Dies war sein erstes Wort während des Geständnisses.

„Dies wird der Fall sein, wenn es eben der Fall sein wird,“ meinte Herr Permete mit bitterem Ton, „jetzt aber sind Sie ein Mann beim Urtheilsprüche, wenn Sie es zu sein vermögen.“

Es war nicht anders, als wenn Herr Permete frisches Blut in seine Adern gegossen hätte. Ihn, Max Vestgat, forderte man auf, ein Mann zu sein! Seine Augen sprühten Funken.

„Das werde ich auch sein,“ sprach er rauh und zog ein mit Siegel versehenes Dekret aus der Tasche. Er stand auf und begann feierlich zu lesen: „Wir Leopold I. von Gottes Gnaden Kaiser von Oesterreich . . .“

„Seine Stimme versagte, sie wurde zum Nöcheln, seine Hände zitterten, nach Luft schnappend, reichte er das Dekret Herrn Agoston hin.

„Lesen Sie es vor! Dann setze er matt hinzu: „Ich bin ja auch nur ein Mensch!“

Wie wenn es ihm aber leid thäte, dies gesagt zu haben, rief er Pintyö zu:

„Man muß die Fenster öffnen. Mir ist nicht gut . . . Die erstickende Atmosphäre!“

Herr Agoston verlas unterdessen das königliche Dekret, das auf Diebstahlsfakten und auf Verrath das Standrecht für das Gebiet der Stadt Kecskemet verkündete und den Magistrat von Kecskemet mit dem Blutbanrechte bekleidete.

Es folgt die Abstimmung. Dem Herrn Porosznoki gehört das erste Votum:

„Dieses Mädchen hat die Stadt verrathen. Ich verurtheile sie zum Tode durch das Schwert.“

Nach ihm folgte Herr Börscöf.

„Schwert!“ sagte er kurz.

Mollah Ezelebit sagte:

„Sie hat es aus Liebe gethan. Sie ist nicht schuldig.“

Nun kam an Herrn Franz Balogh die Reihe:

„Sie wußte nicht, daß für die Stadt ein so entsetzliches Unglück daraus erwachsen konnte. Sie thue Buße.“

Es herrschte eine Stille, daß man das Bochen der Herzen, das Schwirren eines zum Fenster hereingeflogenen Schmetterlings hören konnte. Zwei Boten verlangten den Tod, die beiden anderen beließen das Leben. Es folgte in der Abstimmung der Szegediner Debzelter, er dachte lange nach, auf seiner Stirn perlte der Schweiß.

„Es wird ein wenig Kerker auch genügen“, stöhnte er.

Diejenigen, deren Herz voller Theilnahme für das Mädchen war, athmeten frei auf, sie wollten nicht, daß diesen herrlichen Hals das Nichtheil vom Körper trenne. Nur Herr Agoston war noch zurück.

„Tod!“ rief er rauh.

Wieder standen die Boten gleich. Der Präsident hatte zu entscheiden. Welch' fürchterliche Szene! Der Obergerichter erhob sich mit bewunderungswürdiger Seelenruhe: elastisch dehnte sich seine Gestalt, er nahm den neben seinem Säbel liegenden Stab zur Hand, und drehte an demselben. Der Stab krachte; er war entzweigebrochen.

„Tod!“ sagte er vernehmbar und ruhig.

Das Mädchen sah ihn entsetzt an, dann stürzte sie mit einem markerschütternden Aufschrei zusammen. Aus den Reihen der Zuhörer lönte Gezeiß mit Glernrufen untermengt.

„Er ist doch ein großer Mann!“ flüsternten die Kecskemeter einander zu.

„Ein schlechter Mensch!“ murmelte Mollah Ezelebit. Der Obergerichter kümmerte sich um all' dies nicht, er verließ den Richtertisch, jetzt verpflichtete ihn nichts mehr. Er beugte sich über seine Geliebte, hob sie auf, küßte sie und flüsternte ihr ins Ohr:

„Besürchte nichts, ich rette Dich.“

„Er hat zwei Herzen,“ meinte Herr Permete zu seinen Kameraden.

Und der Mann mit den zwei Herzen verließ den Saal mit sicheren, männlichen Schritten, wie wenn nichts geschehen wäre, dann ging er nach Hause, sperrte sich mit dem geköpften Leichnam ins Zimmer ein und redete stundenlang zu demselben:

„Warum hast Du das gethan, warum hast Du es gethan? Schon, welch' Unglück Du auf Dich, auf mich und auf sie heraufbeschworen hast. Du warst kein schlechter Mensch, ich weiß es wohl . . . Der Ehrgeiz war Dein Henker. Aus Ehrgeiz hast Du den Raftan gemacht, aus Ehrgeiz hast Du den unserigen weggegeben. Du hast auch das arme Mädchen mit hineingerissen, wenn Du nur dies nicht gethan hättest, ihr Herz war der Hebel. Du hast ihn gefunden. Alles zerfiel. Hier stehe ich gebrochen . . . Ich konnte den Schatz nicht ermessen, welchen ich in jenem Mädchen besaß . . .“

Dann verfügte er sich in das andere Zimmer und suchte den großen mit Gold gefüllten Korb hervor . . .

„Da nimm's hin, Ersti! Gehe in den Garten und streue es unter das Volk!“

Das weinende Mädchen gaffte und staunte, gehorchte aber dann dem mächtigen Obergerichter der Stadt und streute die funkelnden Dukaten mit vollen Händen in den Sand der Straße, in die Furchen, zwischen das Gestrüpp. Der Obergerichter sah eine Weile vom Fenster aus dem Treiben der Leute zu, wie sie sich um das Gold drängten und balgten.

Als aber Ersti zurückkehrte, war er nicht mehr da. Er war nirgends. Wann er weggegangen, wohin er gegangen, niemand, niemand hatte ihn gesehen. In Kecskemet hat keine Seele mehr mit ihm gesprochen.

Für den vierten Tag war Czinnas Enthauptung anberaumt worden.

Drei Tage brachte sie in der Armsünderzelle zu. Sie betete vor dem Kreuzifix, auf welchem Tag und Nacht der Glanz zweier Wachskerzen flimmerte.

Diese Zeit reichte für alle Vorbereitungen hin. Die Zimmerleute erbauten das Blutgerüst gegenüber dem grünen Thore des Stadthauses; Paul Fekete war als Vertrauensmann damit beauftragt worden, den Scharfrichter aus Jülek zu holen. (Die Senatoren hatten anders zu thun, sie forschten in den Kecskemeter Leichen nach dem verschwundenen Obergerichter.)

Endlich am vierten Tage, als von dem Thurme der St. Mikolauiskirche die neunte Stunde schlug, entstand eine große Bewegung in der versammelten Volksmenge. Es erklang die Armesünderglocke.

Jetzt bringt man Czinna auf den Richtplatz. Sie ist mit einem einfachen weißen Rock bekleidet, welchen fast ganz das aufgelöste lange Haar bedeckt.

Dem wird gleich Gaspar Szekeres, der Barbier, abhelfen. Flugs war er mit seiner Scheere zur Verurtheilten geeilt und mit einem Schnitt war es um das schöne Haar geschehen . . . damit's den Scharfrichter nicht in seiner Arbeit hindere. Dann stellte sich Franz Kriston auf einen Stuhl und verlas das Todesurtheil.

Nun ergriff Vater Bruno das Mädchen bei der Hand, um es auf das Podium zu führen, wo der Scharfrichter wartete, das scharfgeschliffene Richtschwert in der einen, die weiße Binde in der anderen Hand haltend. Damit werden ihr die Augen verbunden.

„Entsetzlich, das mit anzusehen!“ sprach Frau Paul Nagy und schloß die Augen.

„So schön und sie muß sterben —“ seufzte Gerson Zete.

„Noch einen Augenblick,“ erklärte Frau Fabian, „— und es giebt ein heirathsfähiges Mädchen weniger.“

„Die sind noch immer dicht genug gesäet,“ meinte Johann Szomor.

„Noch nie habe ich eine solch' traurige Exekution mit angesehen,“ sagte Stefan Toth mit wichtiger Miene, „und

doch habe ich schon viele gesehen. Erstens giebt es kein einziges nasses Auge. Auch der alte Birru ist schon eine ganze Woche fort mit seiner Fiedel. Zweitens ist in diesem Falle von nirgendsher das Wehen des Gnadentuches zu erwarten; drittens . . .

Er hatte keine Zeit, den begonnenen Satz auszusprechen, denn eine große Staubwolke entstand auf der Giegleberstraße, Kuruzen-Husaren mit gezogenem Säbel stürmten mit großem Schlächtenlärm zum Richtplatz heran. Voran einige mit herabgelassenem Helmvisir, auf schönen Pferden.

„Der Feind, der Feind!“ schrie die Menge und zerstob in alle Windrichtungen.

Eine große Verwirrung entstand. Pater Bruno sprang vom Bodium herab und mit klappernden Zähnen stürzte er dem Stadthause zu:

„Es wird das ein Wunder sein. Um mich kommt man, man führt mich schon weg!“

Auch die Senatoren suchten ihr Heil in der Flucht. Der Scharfrichter ließ das Richtschwert fallen, auch er flüchtete.

Das Ganze war das Werk eines Augenblickes; der eine gepanzerte Krieger erklomm im Nu mit seinem Rosse das Blutgerüst und schwang das Mädchen wie eine Feder in den Sattel. Niemand stellte sich ihm in den Weg, niemand fragte, was er wolle? Auch er fragte niemand, ob es erlaubt sei. Die kleine Abtheilung verschwand, wie sie gekommen, in einer Nebengasse.

Langsam kamen die erschreckten Einwohner wieder hervor. Die Senatoren freuten sich, daß man nur Czinna mitgenommen und sonst nichts. Es sei kein Schade um das Mädchen.

Viele, die hinter den Umzäunungen die Szene mit angesehen hatten, schwuren bei Himmel und Erde, daß der Held mit dem herabgelassenen Helmvisir, der auf das Blutgerüst gesprengt war, niemand anders sei, als Max Vestfal. Man erkannte ihn an seiner Gestalt, an seinen Bewegungen, an seinen glänzenden, nußbraunen Augen. Man suchte ihn nicht im Wasser der stillen Teiche.

Frau Johanna Deak, die eine vertrauenswürdige Person ist, hörte, wie Czinna dem Helden unterwegs zuflüsterte.

„Wirst Du noch einmal warten, bis mein Haar wieder gewachsen ist?“

Der Held antwortete ganz vernehmlich:

„Nein, Czinna, nein, ich warte nicht.“ — — —

Ende.

(Nachdruck verboten.)

Neues Jahrhundert — neue Zeitrechnung?

Der Zug unserer Zeit geht nach Vereinfachung und Erleichterung auf allen Gebieten, also auch auf jenem des Rechnens und der mit Rechnen verbundenen Zweige der Wissenschaft und des öffentlichen Lebens. Diesem Zuge haben wir es zu verdanken, wenn in fast allen Staaten heute das Dezimalsystem für Maß, Gewicht und Geld eingeführt ist, und wer immer viel zu rechnen hat, weiß die Vortheile und die Ersparniß an Zeit und Mühe zu schätzen, die ihm das Dezimalsystem gewährt.

Es konnte daher nicht fehlen, daß das Nahen des 20. Jahrhunderts viele auf die Idee brachte, vorzuschlagen, daß mit dem 1. Januar 1901 eine völlige Reform auf dem Gebiete der Zeitrechnung eintreten möge; diese Vorschläge beziehen sich sowohl auf die Einführung eines reformirten Kalenders in allen Kulturstaaten, als auch auf Anwendung des Dezimalsystems auf die Zeitrechnung selbst und Einführung einer Weltzeit.

Was zunächst die Kalenderreform betrifft, so ist es klar, daß eine solche vieles für sich hätte. Abgesehen davon, daß der gregorianische Kalender nur ein Nothbehelf ist, weil er nicht astronomisch genau ist, muß die alberne Einteilung in Monate von 28, 29, 30 und 31 Tagen, von Wochen zu 7 Tagen, von Tagen zu zweimal zwölf Stunden, und die Unterteilung der letzteren in 60 Minuten und 60 Sekunden, als ein sowohl das Rechnen erschwerender, wie auch im bürgerlichen Leben störend wirkender Umstand bezeichnet werden. Gar nicht reden will ich dabei von dem lächerlichen julianischen Kalender, an dem noch die in der Kultur zurückgebliebenen Staaten: Rußland, Serbien, Rumänien, Bulgarien, Montenegro und Griechenland zäh festhalten, weil deren maßgebende Männer sich einbilden, der gregorianische Kalender sei „päpstlich“ oder „katholisch“, ihr julianischer hingegen „orthodox“ oder „national“! Als ob ein Kalender etwas anderes sein könnte, als eine Zeiteinteilung auf Grund der Drehung der Erde um ihre Ase und ihrer Bewegung um die Sonne! Die russischen Astronomen haben deshalb auch die Einführung des gregorianischen Kalenders vom 1. Januar 1901 ab angeregt, aber es ist sehr zweifelhaft, ob es dazu kommt.

Zur Verbesserung des gregorianischen Kalenders selbst sind schon zahlreiche Vorschläge gemacht worden. Der einfachste wäre

wohl die Einteilung des Jahres in 12 Monate zu je 8 Wochen von 10 Tagen, nebst 5 bzw. 6 Ergänzungstagen, also jene, die der französische republikanische Kalender hatte. Dann dürfte man aber nicht auf halbem Wege bleiben, sondern müßte sich ganz mit der Astronomie in Uebereinstimmung bringen. Das Jahr müßte also mit dem Tage beginnen, an dem der astronomische Frühlingsanfang eintritt; oder, will man nicht nahezu drei Monate gegen die jetzige Rechnung verlieren, so lasse man das Jahr mit dem Wintersonnstillium beginnen, in welchem Falle nur die letzten zehn Tage des Jahres 1900 auszufallen brauchen. Alle beweglichen Feste würden dann auf bestimmte Tage verlegt werden können.

bleibt noch der Fehler zu beseitigen, daß der gregorianische Kalender die Dezimalen der Umlaufzeit unserer Erde um die Sonne trotz aller Schalttage nicht vollkommen berücksichtigt, in Folge dessen in 3000 Jahren der Kalender von der astronomischen Zeit um einen Tag abweichen wird. Aber ich denke, darüber brauchen wir uns noch nicht den Kopf zu zerbrechen — das können wir ganz gut unseren Nachkommen überlassen.

Immerhin ist die Kalenderreform in diesem Sinne eine so tiefgreifende und einschneidende Maßregel, daß es sehr zweifelhaft ist, ob man sich dazu entschließen wird. Denn in der Zeitrechnung wird für lange Zeit große Verwirrung eintreten, außer man entschließt sich, die ganze Weltgeschichte auf den neuen Kalender umzurechnen und alle Daten darauf zu beziehen. Das wäre aber eine ungeheure Arbeit, die zu den erzielten Vorteilen in keinem Verhältnis stände. Es ist dies gerade wie mit den jüngsten Pariser Vorschlägen zur Dezimalisirung auch der Minuten, Sekunden und des Kreises. Es ist ja ganz richtig, daß es eine große Ersparniß an Zeit und Mühe wäre, wenn die Stunde 100 Minuten, die Minute 100 Sekunden, der Kreis 400 Grade, der Quadrant 100 Grade hätte. Aber der praktischen Durchföhrung stehen ungeheure Hindernisse entgegen. Man denke nur: alle vorhandenen Uhren müßten umgeändert oder ersetzt, alle Logarithmentafeln der trigonometrischen Funktionen neu berechnet und gedruckt, alle Winkel- und Gradmeßinstrumente umgestaltet werden!

Die Tragweite solcher Aenderungen kann der Leser vielleicht im ersten Augenblick gar nicht ermessen. Er muß deshalb bedenken, daß die astronomischen Uhren und Mikrometer, die Tausende gefostet haben und von bewundernswerther Genauigkeit sind, mit einem Schlage unbrauchbar würden und durch neue Anschaffungen ersetzt werden müßten. Diese neuen Uhren müßten aber erst ausprobiert werden, was ein Jahr erfordert. Obendrein ließen sich die zahllosen bereits vorliegenden Messungen der Astronomen ohne mühevollen, beschwerlichen und zeitraubenden Umrechnung gar nicht mehr benutzen; ebenso erforderten alle älteren Beobachtungen behufs Vergleiches eine solche Umrechnung.

Was die Logarithmentafeln der trigonometrischen Funktionen betrifft, so müßten die neuen nicht nur neu beschafft, sondern erst berechnet werden. Das letztere ist aber eine ebenso fürchterliche als gefährliche Arbeit; nicht das Berechnen selbst, das ganz leicht ist, wohl aber die Verantwortung für Rechen- und Druckfehler. Man bedenke nur, daß ein Schiff mit Mann und Maus unterging, weil sich in den Logarithmentafeln des Kapitän ein Druckfehler befand, er in Folge dessen er den Ort, wo sich sein Schiff befand, falsch bestimmte und letzteres auf eine Klippe führte! Bei einer so langen Rechnung (unsere Logarithmentafeln enthalten z. B. 240 000 Logarithmen zu je 7 Dezimalen!) können Fehler leicht unterlaufen, namentlich Druckfehler. Ein solcher kann aber von den verhängnisvollsten Folgen sein.

Gegenüber solchen Nachtheilen verschwindet ganz der Vortheil des Rechnens mit Dezimalen, und daher haben auch die Pariser Vorschläge keine Aussicht auf Verwirklichung. Etwas anderes ist es aber mit der Einführung einer neuen Zeitrechnung in Verbindung mit der Uhr. Zunächst kann es für sicher gelten, daß bald alle Staaten dem von Italien gegebenen vernünftigen Beispiele folgen werden, die Uhr in 24 Stunden einzutheilen, wie dies ohnehin von jeher die Astronomen und Seefahrer thaten und noch thun. Dann entfielen für das bürgerliche Leben die lästigen Beisätze: „Vormittags“, „Nachmittags“, „Früh“, „Mittags“, „Abend“ und „Mitternacht“, wie auf den Eisenbahnfahrplänen die Unterscheidung von Tag- und Nachtstunden. Keine Uhr brauchte geändert zu werden, weil die Umrechnung ja ganz leicht ist: will man wissen, wie viel Uhr es nach Mittag ist, so braucht man nur an der von der Uhr angezeigten Stunde 12 dazuzurechnen; will man wissen, welche Stunde zwischen 13 und 24 Uhr der von der Uhr angezeigten Zeit entspricht, so zählt man 12 ab. Uebrigens würden die Uhrmacher alle neuen Uhren mit Zifferblättern versehen, auf denen unter den Ziffern I, II, III etc. die Zahlen 13, 14, 15 etc. ständen, so daß auch diese kleine Kopfrechnung erspart bliebe.

Fraglich wäre es nur, ob man dann auch die astronomische und nautische Zeitrechnung mit der bürgerlichen in Uebereinstimmung bringen würde. Eine diesbezügliche Anfrage ging am 21. April 1893 seitens des „Canadian Institute“ nach allen Staaten, und bis Ende 1894 waren bereits 171 Antworten von Astronomen-Anstalten eingelaufen. Von diesen sprechen sich 108 dafür und 63 dagegen aus. Letztere gehörten aber nur vier Ländern an: Deutschland, Holland,

*) Bemerkenswert ist, daß auch in früheren Zeiten das Jahr ursprünglich diesen Anfang hatte.

Norwegen und Portugal, deren Handelsflotten 15 pCt des Welt-handels ausmachen.

Zum Verständnis dieser Frage sei bemerkt, daß die Astro-nomen das Datum mit dem Mittag des bürgerlichen Tages beginnen, also daß z. B. 10 Uhr vormittags des 14. Aprils bürgerlicher Zeitrechnung nach astronomischer Zeitrechnung 22 Uhr des 13. April ist. Die Seefahrer hingegen beginnen zwar übereinstimmend mit dem bürgerlichen Datum um Mitternacht, rechnen aber ebenfalls nach 24 Stunden, so daß 10 Uhr nachmittags des 14. April bürgerlicher Zeitrechnung 22 Uhr des 14. April nautischer Zeitrechnung entsprechen. Daß bei diesen dreierlei Zeitrechnungen unter Um-ständen Verwirrung eintreten kann, ist klar, und es wäre daher sehr zu wünschen, daß mit dem neuen Jahrhundert eine gleichförmige Zeitrechnung eingeführt würde, nämlich, daß sowohl die Astronomen als auch die Seefahrer und das Volk jeden Tag um Mitternacht beginnen lassen und bis 24 Stunden fortführen.

Diejenigen Astronomen, die dieser Reform feindlich gegenüber- stehen, thun es aus dem Grunde, weil es un bequem ist, im Beob- achtungs-Journal mitten während der Beobachtung um Mitternacht das Datum zu ändern, sobald die erste Hälfte der Beobachtung dem einen Tage, die zweite dem nächsten Tage angehört. Diese Un- bequemlichkeit ist aber nicht so arg und auch für Tagesbeobachtungen jetzt schon vorhanden. Wie oft muß ich Venus, Merkur oder die Sonne um die Mittagszeit beobachten und dann ebenfalls mitten während der Beobachtung das Datum ändern! Das hat mir aber noch gar keinen Nachtheil gebracht.

Nur wäre zu wünschen, daß die Entscheidung möglichst bald fiele, weil eine solche Reform nur mit dem Beginne eines neuen Jahr-hunderts ohne besondere Nachtheile eingeführt werden könnte.

Mit dieser Zeitrechnungsreform geht die Einführung einer „Weltzeit“ Hand in Hand. Unter „Weltzeit“ versteht man die gleichmäßige Uhrzeit für die ganze Welt. Man hat als solche die Greenwicher Uhrzeit vorgeschlagen, weil das den Vortheil hätte, die Ephemeriden ohne Umrechnung benutzen zu können. Haupt-sächlich Frankreich ist es, das sich aus lächerlicher nationaler Eitelkeit wider- setzt, den Meridian von Greenwich und damit die Greenwicher Uhrzeit anzunehmen. Ich selbst kann mich für die Weltzeit deshalb nicht begeistern, weil für die zu weit östlich oder westlich von England Wohnenden der Kontrast gegen die wahre Zeit doch zu arg ist. Besser in dieser Beziehung ist das Zonen-system, wie es bereits in Europa, Amerika, Afrika und Australien in vielen Staaten eingeführt ist. In Europa z. B. rechnen Deutschland, Oesterreich, Italien, Schweiz, Serbien, Däne-mark und Scandinavien nach der „mitteleuropäischen Zeit“, die gegen die Greenwicher um eine Stunde voraus ist. Diese Zonen sind immer nur in runden Stunden von Greenwich verschieden, so daß die Umrechnung auch nicht die geringste Schwierigkeit bietet. Es wäre lebhaft zu wünschen, daß auch die sich noch ablehnend ver- haltenden Staaten wenigstens mit dem neuen Jahrhundert sich der neuen Zeiteinteilung und Zeitrechnung anschließen.

Leo Brenner (Luffinpiccolo).

Kleines Reuillikon.

— Autotomie. Eine der interessantesten, aber bis in die neuere Zeit auch räthselhaftesten Erscheinungen in der Thierwelt ist die Autotomie oder Selbstamputation, d. h. das freiwillige Weg- werfen oder Abstoßen von Körperteilen. Ueber diese Vorgänge hielt Herr Bressler unlängst in Zürich einen anregenden Vortrag, den wir in der „Zür. P.“ auszugswise wiedergegeben finden. Wir treffen die Autotomie in sämtlichen Hauptklassen des Thierreichs; allerdings nach unten an Häufigkeit zunehmend, hier zugleich mit gesteigertem Reproduktions- oder Regenerationsvermögen verbunden. Einige Beispiele mögen den Vorgang erläutern. Am fessigen, nur spärlich bewachsenen Abhang ruht in den wärmenden Strahlen der Sonne eine schmutze Eidechse. Lautlos naht von hinten eine mächtige Ringelnatter, ihr Opfer unausgeseht im Auge behaltend. Mit einer blitzschnellen Bewegung erhascht sie deren Schwanz. Eine Zuckung der Eidechse — und mit Bindeseile ist sie in der nächsten Felsen- spalte verschwunden, während ihre Feindin mit dem zurückgebliebenen Anhängsel vorlieb nehmen muß. Der Schwanz der Eidechsen und Blind-schleichen gilt als „brüchig“. Bei genauerer Untersuchung zeigt sich indeß die Bruchstelle schon zum Voraus markirt als eine deutlich erkennbare Einschnürung, welche, von Knorpel- masse durchsetzt, die Trennung ohne wesentlichen Blutverlust ermög- licht. Der Vorgang selber ist rein reflektorischer Natur; er ist vom Willen des Thieres unabhängig. Sein Nutzen für dasselbe ist aber einleuchtend; zudem wächst Ersatz für das Verlorene. Unter den Stachelhäutern ist die Selbstamputation etwas ganz Gewöhnliches. Bei der geringsten Berührung stößt die Seewalze ihre sämtlichen Eingeweide mit Behemung heraus. Der Verfolger mag sich an denselben erlaben; das Thier selber ist für dieses Mal gerettet. Seesterne werfen mit Leichtigkeit ihre Arme ab; der Zentralkörper erhebt sie wieder. Ganz große Thiere dieser Gattung theilen sich auch ohne äußeren Anlaß. Vielleicht ist das Thier wegen seiner Größe vermehrten Ge- fahren ausgesetzt; vielleicht ist auch die Ernährung eines so volu- minösen Lebewesens mit mehr Schwierigkeiten verbunden. Die Haar- sterna sind so „zerbrechlich“, daß es schwer hält, ein vollständiges

Exemplar für eine Sammlung zu erhalten. Im Mittelmeer lebt eine Schnecke, deren Körper mit einer Anzahl grellrother, fleischiger Anhängsel garnirt ist. Im Augenblicke größter Gefahr wirft sie Stücke dieser Garnitur einfach hin, um die Aufmerksamkeit des Feindes von sich abzulenken. Unter den Gliedertieren erfreuen sich die Krebsbe in dieser Hinsicht schon längst einer gewissen Berühm- tlichkeit. Sie entledigen sich ihrer Beine, sogar ihrer Scheren mit Leichtigkeit und ohne Blutverlust. Die Bruchstelle ist schon vorgezeichnet und die Reproduktion der abgetragenen Theile erfolgt regelmäßig. Eine Meerkrabbe sieht sich von einem Tinten- fisch verfolgt. Dieser legt schon seine Saugnapfe ar einige ihrer Glieder. In diesem Moment werden mittels einer reflektorischen Bewegung die unrettbar erfaßten Theile amputirt und der Räuber hat das Nachsehen. Pakt ein Vogel eine unseiner großen, grünen Heu- schrecken an einem der hochgebogenen Sprungbeine, so läßt sie dasselbe einfach fahren. Der Verlust wird aber nicht mehr erfehrt; wegen der ohnehin sehr kurzen Lebensdauer des Thieres hätte dies keinen Werth. Auch Bienen und Wespen erhalten für ihren in der Hitze des Kampfes preisgegebenen Stachel keinen Ersatz. Es läßt sich denken, daß die Fortexistenz des wehrlos gewordenen Thieres für den Staat, dem es angehört, kein Interesse hätte. Einer der ge- plagtesten Erdenbürger ist der vielverfolgte Regenwurm. Wird er von einem seiner zahlreichen Feinde hinten erfaßt, so trennt er das bedrohte Ende seines walzenförmigen Körpers ab, um so sein Leben zu retten. —

Musik.

— In der Wiener Hofoper, schreibt die „N. Fr. Pr.“, kam es am ersten Weihnachtsfeiertage während der „Lau- nhäuser“-Vorstellung zu einem Zwischenfall, richtiger, zu einem Sängerkrieg im Sängerkrieg, welcher einiges Aufsehen erregte. Seitdem an dieser Bühne die Claque abgeschafft wurde, ist die enthusiastische junge Garde, welche einzelnen Sängern und Sängerinnen freiwillig zur Verfügung steht, nur um so stürmischer in ihrem Beifall geworden. Diejenigen, welche für Hermann Winkelmann schwärmen, nennt man scherzhaft die „Hermanns-Bündler“. Ihnen gegenüber steht mit ebenso heißem Applausbegehren die „Reichmann-Garde“. Sonnabend Abend während der „Lauhhäuser“-Vorstellung kam es nun zu einer kleinen Exposition, die von Zeugen des Vorfalles folgendermaßen geschildert wird. Im zweiten Akte während des Sängerkrieges gab die „Reichmann-Garde“ nach der Arie Wolfram's von Eschenbach (Reichmann): „Dir hohe Liebe, löne — Begeistert mein Gesang...“ eine stürmische Applausfatale ab, die nicht enden zu wollen schien. Die „Hermanns-Bündler“ wollten in ihrem Kunstgenuß nicht weiter gestört und aus der Wagner-Stimmung gerissen werden und zischten die Applaudirenden nieder. Das sand natürlich nicht den Beifall des wackeren Wolfram. Er warf die Harfe, der er eben noch so schöne Töne entlockt, zur Seite, hatt sie dem Pagen zu übergeben, nahm auf einem Stühlchen, wo die Meistersinger ruhen, Platz, stützte gekrönt sein Haupt auf den Ellenbogen und zeigte den „Hermanns-Bündlern“ den Rücken. Dies war nur ein kleines Präludium zu einem Theatergewitter im dritten Akte des „Lauhhäuser“. Nach dem von Reichmann unvergleichlich schön vorgetragenen Lied „O du holder Abendstern“ bot die „Reichmann-Garde“ all ihre Kräfte in brausendem Handclatschen auf. Die „Hermanns-Bündler“ zischten wieder und riefen: „Ruhig! Ruhig!“ Applaus und Zischen wechselten. Meistersinger Wolfram wurde nun ernstlich erzürnt, abermals schlenkerte er die Harfe zu Boden, so daß sie klagend erzitterte, und man den Hall im Hause wohl vernahm. Dabei rief der Künstler dem Kapellmeister einige entrüstete Worte zu, welche man im Parquet nicht hörte und die ungefähr lauteten: „Ich singe nicht mehr, man föhrt die Vorstellung!“... Dann ging Herr Reichmann ab und erschien auch nicht, als sämtliche Künstler stürmisch vom Publikum vor die Rampe gerufen wurden. Reichmann erklärte, daß er und andere seiner Kollegen schon längere Zeit im Hause im Gegensatz zur früheren professionsmäßigen Claque eine professionsmäßige Zischlique bemerken, und dies habe ihn nervös aufgeregt, da er glaube, es werde direkt gegen ihn demonstriert. —

Kunstgewerbe.

— Preisausschreiben. Die Schokoladefirma Stoll- werck legt ihren Fabrikaten, ebenso wie die Liebig-Compagnie, kleine farbige Bilder bei. Um solche von künstlerisch höherem Werth zu erhalten, hat sie nun ein Preisausschreiben er- lassen. Als Preise für eine Gruppe von sechs im Charakter zusammen- gehörigen Bildern sind festgesetzt: zwei erste Preise zu je 1000 M., fünf zweite Preise zu je 600 M., zehn dritte Preise zu je 300 M. Die Bilder sollen zur Belehrung und Unterhaltung für Jung und Alt geeignet sein; auch scherzhafte Darstellungen sind zugelassen; alle Gebiete: Geschichte, Völkerkunde, Geographie, Naturwissenschaft, Politik, Kunst zc. können als Unterlage herangezogen werden. —

Völkerkunde.

— Den Weihnachtsbaum kennt der Lithauer nicht. In einigen Gegenden wird die Mitternachtsstunde eines Tages in den sogenannten Zwölften zur Ausführung eines alten, im Heiden- thum wurzelnden Brauches benutzt. Es werden von dem Hausvater oder der Hausfrau zu mitternächtiger Stunde die Dösbäume

des Gartens mit einem Strohbande am Stamme umwunden. Bedingung für das Gelingen der Thätigkeit ist, daß der Ausführende vollständig in weiße Gewänder gehüllt ist, sich nicht umsieht und vollständig stille ist. Fragt man nach dem Grunde dieser Thätigkeit, so kann man die buntesten Antworten erhalten: daß die bösen Geister dadurch aus dem Garten getrieben werden sollen, daß die Bäume in Anerkennung für die ihnen bewiesene Fürsorge im nächsten Jahre besser tragen u. s. w. An manchen Stellen werden die Thüren am Wohnhause und an den Wirtschaftsgebäuden zur Warnung von bösen Geistern und Zaubereien mit den Zeichen des Kreuzes, Druidenfüßen oder sonstigen Zeichen versehen. Im preussischen Lithauen sind diese Weihnachtsbräuche schon an vielen Orten verdrängt, sie finden sich dafür aber um so häufiger im polnischen Lithauen. —

Medizinische 3.]

10. Eine erfolgreiche Behandlung von Gelenkrheumatismus mit Röntgen'schen Strahlen bei Kindern wird von Sokoloff in der russischen medizinischen Zeitschrift „Wratsch“ besprochen. Das Verfahren besteht darin, daß das Kind, in Leintücher gewickelt, in eine Entfernung von 50 bis 60 cm. von dem Ausgangspunkte der Strahlen gebracht und 10 bis 20 Minuten lang der Wirkung derselben ausgesetzt wird. Der erste Versuch wurde an einem 9 Jahre alten Mädchen gemacht; bei dem die Hand- und Fingergelenke sowie beide Kniekehlen stark angeschwollen waren und heftige Schmerzen verursachten, alle diese Krankheitserscheinungen verschwanden nach zweimaliger Anwendung der Röntgen'schen Strahlen vollkommen. Im zweiten Falle handelte es sich um ein 14 jähriges Mädchen, bei dem die rheumatischen Schmerzen schon nach einmaliger Behandlung gehoben wurden. Im dritten Falle wurde ein Mädchen von 5 Jahren, bei dem die Krankheit die Knie- und Handgelenke ergriffen hatte, nach dreimaliger Bestrahlung geheilt. In diesem Falle konnte man geradezu beobachten, wie sich die Geschwulst während der Bestrahlung verkleinerte, was durch fortlaufende Messung der Gelenke bestätigt wurde, in 4 Tagen nahm der Umfang der Handgelenke um 3 Zentimeter ab. Die letzte Patientin war ein Mädchen von 13 Jahren, das an chronischem Rheumatismus litt und seit 5 Jahren einen Herzfehler hatte. Das Leiden hatte sich sehr verschlimmert, die Schmerzen waren sehr peinlich geworden, und das am Gelenk geschwollene Knie war in einen Winkel von 45 Grad zusammengebogen. Jedesmal, nachdem die Röntgen'schen Strahlen auf die kranken Körpertheile gewirkt hatten, streckte sich das Knie mehr und mehr, und die Schmerzen wurden gemildert. Nach viermaliger Bestrahlung verschwanden die Krankheitserscheinungen. —

Aus der Pflanzenwelt.

— Eine neue Wasserpest. Vor etwa fünfzig Jahren wurde durch Zufall aus Canada eine Wasserpflanze in England eingeführt, die sich in kurzer Zeit über einen großen Theil Europa's ausgebreitet hat, außerordentlich wuchert und durch Sproßbildung sich fortpflanzt, Kanäle und Flüsse verstopft und dadurch die Schifffahrt hemmt. Sie wird deshalb Wasserpest (Elodea canadensis) genannt. Durch arge Uebertreibung wurde sie zu einer „vegetabilischen Hydra“ gestempelt. Wenn sie auch der Schifffahrt und der Fischerei durch ihre ungemein süßige Wucherung hinderlich werden kann, auch die Physiognomie der Seen wesentlich verändert, so hat sie doch auch ihre guten Seiten. Die Pflanze dient Wasservögeln zur Nahrung, sie beherbergt schützend Fischlaich und Fischbrut und wird, wo sie massenhaft vorkommt, ausgeworfen und als Dünger benutzt. Auch hat sie desinifizirende Kraft; sie erhält das Wasser, in welchem sie wuchert, kryallklar und rein. Neuerdings wird nun aus Amerika wieder von einer Art Wasserpest berichtet. Es ist jüngst ein Buch von S. J. Webber erschienen unter dem Titel: The Water-Hyacinth and its relation to navigation in Florida, das in höchst anziehender Weise schildert, wie die sogenannte Wasserhyacinthe die Wasserläufe unpassierbar macht, so daß selbst Dampfschiffe kaum hindurch können. Hübsche Abbildungen erläutern die Darstellung. Einer Schilderung dieser eigenartigen Pflanze entnehmen wir folgendes. „Besonders der St. Johnsfluß hat schwer unter dieser „Pest“ zu leiden, und eine kürzlich aufgenommene Photographie zeigt eine durch Anhäufung von Hyazinthen gebildete Blockade, die sich bei Palatka quer über den ganzen Fluß fortgepflanzt hat. Nur unter großen Schwierigkeiten winden sich die Dampfer hindurch, und wie lange sie die Fahrten überhaupt noch fortsetzen können, ist eine Frage der Zeit. An sich ist die Blume sehr schön, und der Anblick von Meilen in die schwimmigen Gärten verwandelten Wassers ist großartig. Die Pflanzen schwimmen, da sie auf dem Grunde keinen Halt haben, lose auf der Oberfläche und werden von Wind und Strömung hin- und hergeschleudert. Diese Hyazinthe ist seit fünf Jahren in Florida heimisch. Um jene Zeit erhielt ein Herr Fuller in Florida ein Packet Samen aus Venezuela und setzte ihn in einen Teich. In unglaublich kurzer Zeit füllten die Pflanzen dessen Bett derartig aus, daß er zu nichts anderem mehr zu gebrauchen war. Kurz entschlossen, jätete der Besitzer sie aus und warf sie, um sich ihrer zu entledigen, in den St. Johnsfluß. Dort vermehrten sie sich nun in so ungeheurer Weise, daß sie der Fischerei

und anderen Erwerbszweigen ganz bedeutenden Schaden zugefügt haben; nur das Vieh scheint sie als Nahrung sehr zu lieben, weshalb die meisten Viehhüter ihre Erhaltung wünschen.“ Dazu bemerkt die von Max Herßdorfer herausgegebene Gartenwelt: „Es handelt sich natürlich nicht um Hyazinthen, sondern höchst wahrscheinlich um Pontederia (Eichhornia) crassipes, eine blau blühende Schwimmpflanze, die von Viehhauern gewöhnlich Wasserhyazinthe genannt wird. Im tropischen und subtropischen Amerika heimisch, vermehrt sich diese Pflanze unter günstigen Verhältnissen mit fabelhafter Schnelligkeit, und es ist dann sehr wahrscheinlich, daß die ballonförmig verdeckten Blattstiele, die den Wasserspiegel dicht bedecken, der Schifffahrt erhebliche Schwierigkeiten bereiten.“ —

Technisches.

k. Die elektrische Heizung der Straßenbahnwagen, die in Amerika fast allgemein eingeführt ist, besitzt sehr viele Vorzüge, die namentlich da in betracht kommen, wo nur wenig Platz vorhanden ist. Die Wirkung der Heizvorrichtungen beruht darauf, daß ein Draht, durch den ein elektrischer Strom geleitet wird, sich erwärmt, was z. B. ja auch in den elektrischen Glühlampen der Fall ist. Durch geeignete Anordnungen läßt sich die Erwärmung der Heizvorrichtung genau regulieren, so daß sie stets ganz gleichmäßig warm bleibt. Der Hauptvorteil der elektrischen Heizung ist die absolute Feuersicherheit und die leichte Anbringung der Heizapparate in den Wagen. Auch die Kosten dieser Heizung sind nach amerikanischen Berechnungen nicht bedeutend, da nur etwa 22 pCt. der zur Fortbewegung der Wagen notwendigen Elektrizität für die Heizung verbraucht werden. Neuerdings hat man übrigens auch mit gutem Erfolge elektrische Heizvorrichtungen für Wohnräume konstruirt. —

Humoristisches.

— Ein folgloses Kind. Der kleine Max kommt mit großem Gebrüll ins Zimmer gestürzt. „Mama, Mama!“ — „Still, die Kinder müssen schweigen, wenn die Erwachsenen reden!“ — „Aber Mama, ich will Dir nur etwas sagen.“ — „Das kannst Du sagen, wenn der Papa die Zeitung zu Ende gelesen hat.“ — Der kleine Max schweigt und wartet geduldig, bis der Papa die Zeitung zu Ende gelesen hat. Da sagt die Mama zu ihm freundlich: „Jetzt rede Du, was wolltest Du sagen?“ — „Ich wollte nur sagen, daß ich den Hahn der Wasserleitung offen gelassen habe, ich bekomme ihn nicht wieder zu.“ —

— Foyer-Gespräch. Herr: Doch eine herrliche Schöpfung, dieser „Faust“. So was schreibt heut kein Mensch mehr! — Höhere Tochter (nach der Uhr sehend): Na, erlauben Sie, es ist aber auch fast 10 Uhr. —

Vermischtes vom Tage.

— Wallot will sich von dem Komitee zur Errichtung eines Bismarck-Denkmal in Berlin trennen. Die Herren wollen ihm den Begas'schen „Schrupperhalter“ zu nahe an das Reichstagsgebäude rücken. —

— In einer Ausschachtung bei Langenberg sind am zweiten Feiertage vier junge Musterzeichner aus Gera durchs Eis gebrochen; zwei von ihnen ertranken. —

— In der Weihnachtssnacht explodirte in Gleiwitz in einer Wirtschaft einem Bergmann eine Dynamitpatrone in der Tasche. Der Bergmann wurde zerrissen, ein Arbeiter schwer verletzt; etwa 20 entfernter stehende Personen wurden zu Boden geworfen. —

— In Köln wurde der seit langer Zeit stöbriefflich verfolgte angebliche Arzt Dr. Wolf aus Aachen festgenommen, als er auf dem Hauptpostamt lagernde Briefe abholen wollte. Wolf bot in Insuperaten Frauen Rath und Behandlung in secreten Fällen an. Die zahlreich einlaufenden Briefe ließ er sich postlagernd senden. Eine große Anzahl Damen „besserer Familien“ aus den verschiedensten Städten Rheinlands sind in die Sache verwickelt. —

— Prinz Franz Auerzperg in Wien hat Konkurs gemacht. Den Passiven in der Höhe von 650 000 Gulden steht nur der winzige Betrag von 9000 Gulden Aktivum gegenüber. —

— Durch eine Petroleumexplosion wurden in Caumont bei Caen (Frankreich) 4 Personen getödtet und vierzehn schwer verwundet. —

— Ein Musterleser. Auch heuer, wie schon seit Jahren, tauschte der „Globe“, die älteste Londoner Abendzeitung, spezielle Weihnachtsgriße mit Herrn Joseph Syles aus, welcher seit Jahren ein konstanter Leser des Blattes ist. Herr Syles ist ungefähr so alt wie der „Globe“ selbst, der 1803 gegründet wurde. —

— In Jersey-City (Nordamerika) wurden durch eine in den Werken der Acetylen-Company stattgehabte Explosion 15 Personen sofort getödtet; ein Duzend Leute wurden 20 Fuß weit fortgeschleudert. —

— Das in Chicago niedergebrannte Colosseum gehörte zu den ausgedehntesten Bauwerken der Erde; nur die Arena des römischen Colosseums hatte eine größere Ausdehnung. —